

Schittich, Ingrid (2011): Wie die Angst vor dem Fremden zur freudigen Neugier wird. Gedanken und Erfahrungen beim Lesen von Christoph Antweiler: Mensch und Weltkultur.

Wohin die Reise geht

Mensch und Weltkultur: Mehr als man auf den ersten Blick dem Titel von Christoph Antweilers neuestem Buch¹ entnehmen kann, spannt der Titel den Bogen über zwei Säulen seiner Philosophie. Einerseits findet Kultur in ihrer Vielfalt ihren Platz. Andererseits erfährt der Mensch als kreatives und zu schützendes Individuum seine Wertschätzung jenseits irgendwelcher Gruppenzugehörigkeit und jenseits jeglicher Transzendenz.

Antweilers Bild vom Menschen ist nicht das des Existentialismus, also das fertige Bild von einem in die Welt Geworfenen, der versucht, menschliches Leid zu lindern, weil es nun einmal da ist. Der Mensch in der Welt eines Camus oder Sartre bekommt jedoch auf die Frage nach dem Sinn seines Tuns von dem Himmel, der vielleicht einen schweigenden Gott beherbergt, keine Antwort. Der Existentialismus ist ein Humanismus, schreibt Jean-Paul Sartre. Der Mensch ist mit seinem Da-Sein beschäftigt, d.h. damit, sich zu entschlüsseln. Ohne Gott.

Antweiler entwickelt auch einen Humanismus. Auch ohne Gott. Aber bei ihm ist der Mensch nicht der einsame Kämpfer, der in einer absurden Camus-Szenerie einen letztlich möglicherweise sinnlosen Kampf kämpft. Antweilers Humanismus will, so scheint es mir, nicht „den“ Menschen entschlüsseln, sondern „die“ Menschen verstehen.

Antweiler sieht die Welt auch nicht als einen Planeten der Einsamen, sondern er begreift die Menschheit als eine Schicksalsgemeinschaft, in der alle Menschen auf dieser einen, dieser gefährdeten Welt leben. Nach Antweiler gilt es in ersten Linie herauszufinden, wie die anderen Menschen sind. Ob die Menschen auf diesem Globus etwas eint, worauf sich das Einende erstreckt und wie stark das Einende eventuell ist. Wissenschaftlich gesprochen verbindet er Ideen des Humanismus und Kosmopolitismus mit der Anthropologie und der Ethnologie (S. 7).

Erste Erfahrungen: Ein Wissenschaftler schreibt

Neben einer Menge Literaturangaben erhält man in seinem Buch einen Überblick über den neuesten Stand der Forschung zum Themenkomplex des Buches, nicht nur in den Geisteswissenschaften, sondern auch in naturwissenschaftlichen Forschungen wie in der Biologie. Überhaupt gehört es zu Antweilers Überzeugungen, dass Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften sich nicht ausschließen, kommt er doch selbst von einem Studium der Biologie und Paläontologie zur Ethnologie. So untersucht er also akribisch alle Ansätze, die geeignet sind, das Geheimnis Mensch zu lüften.

Wo Neues wissenschaftlich gedacht wird, entstehen auch Begriffe und neue Wörter, die in der sprachlich schon weit fortgeschrittenen Globalisierung meist Englisch gebildet oder übernommen werden. So wird z.B. das Gefühl der Gleichheit „sameness“

¹ Antweiler, Christoph (2010): Mensch und Weltkultur. Für einen realistischen Kosmopolitismus im Zeitalter der Globalisierung.

genannt. Wir werden später noch auf ein „sameing“ als den Prozess, sameness zu bewirken, treffen und auf das Gegenteil davon, nämlich ein „othering“, eine Veränderung [kein Tippfehler, kein „ä“, das Wort kommt von „der Andere“ und meint, in jemandem den Anderen sehen, ihn zum „Anderen“ machen].

Zu unserer letzten Herbsttagung mit Prof. Antweiler² haben wir uns mit seinem Buch „Heimat Mensch“³ beschäftigt. Und wenn der Autor in diesem Buch eingangs versichert, er habe das Abenteuer gewagt, ein für Laien verständliches Werk zu schreiben, können wir uns nach der Lektüre seines neuen Buches „Mensch und Weltgesellschaft“ vorstellen, welche Mühe ihn das gekostet haben muss. Und wir schätzen es doppelt, dass es ihm so gut gelungen ist! Doch man spürt hier wie dort den feinen Humor, der Antweiler auszeichnet, und den wir bei seinem Vortrag bei uns in Überlingen so sehr genießen durften.

Bei seinem Buch „Mensch und Weltgesellschaft“ tut der nicht wissenschaftlich gepolte Leser oder die im Englischen, Lateinischen oder Griechischen nicht so gut behimatete Leserin allerdings gut daran, sich ein dickes Fremdwörterlexikon neben das Buch zu legen – aber bitte die neueste Ausgabe, sonst findet man auch nicht alles.

Die Mühe lohnt sich aber allemal. Antweiler legt seiner Leserschaft eine Fülle nicht nur ethnologischer, soziologischer, sondern auch historischer und biologischer Fakten und Forschungsergebnisse vor, angesichts derer vermeintlich Verstandenes schnell wieder im Nichts verschwindet. Wenn man sich für fremde Kulturen interessiert, erfährt man allein schon über diese eine Menge, aber das Erhellende, das sich für den Leser und die Leserin herauskristallisiert, ist, dass man besser erkennt, wie man selbst „tickt“.

Fremde Kulturen und die eigene

Dass man z.B. die eigene Gesellschaft meist komplex und differenziert sieht, andere dagegen als einheitlich und undifferenziert, dass man gerne verstärkt die Unterschiede zu anderen Gruppen sieht, die Gemeinsamkeiten aber geflissentlich ausblendet (S. 159), das sind Eigenschaften und Verhaltensmuster, die das Miteinander verschiedener Kulturen nicht erleichtern. Wie oft werfen wir feindselig anderen Kulturen etwas vor, das in unserer Kultur zu einem anderen Zeitpunkt der Geschichte ebenfalls „gepflegt“ wurde.

Entwicklungen laufen eben nicht parallel und gleichzeitig ab, das sollte bei aller notwendigen Kritik an Verstößen gegen die bei uns jetzt und heute geltenden Normen berücksichtigt werden. Man wirft anderen Kulturen z.B. Zwangsheiraten vor und sagt, über „landwirtschaftliche“ Ehepraktiken hier bei uns schon mal augenzwinkernd „Liebe vergeht, Hektar besteht“.

Wenn man sich für fremde Kulturen interessiert, wenn man etwas über Menschen erfahren will, die anders und anderswo beheimatet sind, erfährt man eine Menge auch in Antweilers neuem Buch. Antweiler macht dabei klar, dass der Mensch und dass menschlicher Geist nicht nur aus Philosophie, Religion und Weltanschauung, sondern auch und gerade aus sehr viel Alltag besteht, aus Alltag, der lebensbestimmend ist und Psyche und Geist prägt. Aus diesen Gegebenheiten des Alltags

² vgl. <http://www.worldcitizens.de/content/news/eintraege/2010/10/10/511.php>

³ Antweiler, Christoph (2009): Heimat Mensch. Was uns alle verbindet.

heraus entsteht Geschichte. Diese wird nicht am philosophischen Reißbrett entworfen, aber sie bringt kritische, kreative, reflektierende und wissenschaftliche Geister hervor.

Nicht zu vergessen: der Alltag

Das Erleben von Kosmopolitismus entsteht ebenfalls aus dem Leben im Alltag heraus und nicht allein in der Studierstube der Philosophen. In unserem Alltag erfahren wir deutlich Interdependenzen, denen wir nicht entkommen können und die unser Leben bestimmen. Der wirtschaftlich-politische Wettlauf um die schwindenden Ressourcen entfacht Kriege. Der rasch und rascher verlaufende Klimawechsel wird schon bald noch nie dagewesene Flüchtlingsströme erzeugen, auf die sich keine Gesellschaft in irgendeiner Weise vorbereitet.

Ulrich Beck nennt die Gesellschaften „in der fortgeschrittenen Moderne“, die ihre globalen Probleme und Risiken selbst generieren, die Weltrisikogesellschaft.

Durch die zwangsläufig notwendige Zusammenarbeit und das dadurch bedingte Zusammenleben von Menschen verschiedenster Kulturen wird das Aushandeln von Formen des Umgangs miteinander und der gegenseitigen Anerkennung - oder einfach nur der Duldung - durch den praktischen Alltag bestimmt.

Antweiler misst dem Alltagsgeschehen auch als eigentlichem Ort der Kommunikation auf nicht-wissenschaftlicher Ebene Bedeutung zu. Kulturübergreifende Gespräche, Formen des Zusammenlebens entwickeln, damit „Geselligkeit zwischen Menschen disparater Lebensweise möglich wird“ (S. 81), das führt zu Kommunikation und Austausch. „Menschliche Grundthemen und Basisprobleme, denen sich alle Kulturen stellen müssen“ sind die Anknüpfungspunkte, die einen realistischeren Weg zu einem Weltbürgertum darstellen (S.73).

Kosmopolitismus auf drei Ebenen

Bis heute, so glaube ich zu sehen, entwickelt sich Weltbürgertum auf drei verschiedene Ebenen.

Zum ersten die Facetten und Varianten von Kosmopolitismus, die an den Universitäten verhandelt werden.

Die zweite Ebene ist die eher unprofessionelle, auf der Laien im Rahmen ihrer Möglichkeiten und Erfahrungen mehr praxisorientiert und ohne wissenschaftliche Grundlage ähnliche Themen diskutieren.

Auf diesen beiden Ebenen wäre eine gewisse Durchlässigkeit zwischen dem Leben im Alltag und dem Schatz wissenschaftlicher Forschung wünschenswert und der Sache dienlich. Antweilers „Heimat Mensch“ dient diesem Zweck in hervorragender Weise. Auf der zweiten Ebene allerdings tummeln sich auch Esoterikvarianten der Weltbürgeridee. Und wieder andere basteln eifrig an einer neuen Weltregierung und vergeben schon entsprechende Posten. Meistens natürlich an Europäerinnen und Europäer oder US-Bürgerinnen und -bürger!

Die dritte Ebene ist eine Art realer globaler Wildwuchs, der sich ungebremst entwickelt und der sich schon im Entstehen im Würgegriff übermächtiger ökonomischer Profitinteressen befindet. Zumindest, wenn man humanistische oder ethisch orientierte

tierte Maßstäbe an diese Art Globalisierung anlegt.

Kosmpolitismus heute: Die gemeinsame Aufgabe schimmert durch

Doch kommen wir zu "Mensch und Weltkultur" zurück. Ich fürchte, man merkt, dass dieses Buch so sehr die Gedanken anregt, dass es der Leserin, die ihre Leseerfahrungen mitteilen möchte, schwerfällt, dabei stringent vorzugehen. Versuchen wir es trotzdem weiter.

Die „fortgeschrittene Moderne“, wie Beck unsere Zeit nennt, steht vor einem neuen Phänomen und einer neuen Aufgabe. Antweiler macht klar, dass erstmals in einer Millionen Jahre alten Geschichte so viele Menschen so dicht beisammen leben und voneinander wissen. Sie erfahren von den Lebensweisen der anderen, von deren Kulturen und Überzeugungen. Sind sie mit diesen Menschen irgendwie ähnlich? Gibt es irgendeinen gemeinsamen, alle verbindenden Nenner? Was ist es, das den Mensch den Menschen erkennen lässt? Was macht den Menschen dem Menschen zum Freund oder zum Feind? Was führt zu aufbauender Gemeinsamkeit und was zu destruktiver Gegnerschaft? Sind die im Grunde auf ein Leben in Kleingruppen angelegten Menschen fähig, in diesen neuen, globalen Dimensionen zu denken und zu fühlen?

Heute entwickeln sich die Ideen eines Kosmopolitismus, die aus der Antike, von den Zynikern, der Stoa, Marc Aurel herrühren und später von Voltaire und Kant weiter gedacht wurden, mit verschiedenen Profilen vor allem an den Universitäten weiter.

Ob bei einem liberalen Kosmopolitismus, der die Rolle des Individuums betont, ob bei einem humanistischen Kosmopolitismus, der die Menschheit als moralische Gemeinschaft sieht oder gar bei einem kosmopolitischen Patriotismus oder auch verwurzelten Kosmopolitismus, wie Antweiler ihn bei Kwame Anthony Appiah findet, bei allen Denkern scheint wichtig zu sein, dass der Kosmopolitismus letztlich nicht nur eine Wissenschaft vom Menschen und der Welt ist, sondern dass er vor allem eine unausweichliche Aufgabe ist, die sich allen stellt.

In Kwame Anthony Appiah findet Antweiler einen wichtigen Verbündeten für seine Auffassung, dass die Achtung kultureller Unterschiede durch die Achtung des einzelnen Menschen ergänzt bzw. überlagert werden muss. Dem einzelnen Menschen darf nicht weniger Achtung und Schutz entgegengebracht werden als einer Kultur. Der Unterschied zwischen Achtung und Vereinnahmung mag dabei oft eine Gratwanderung sein. Auch wenn man von „der Menschheit“ als Ganzem spricht, liegen totalitäre Ansprüche auf der Lauer. Dies geschieht etwa in Gestalt von Weltherrschaftsphantasien, wo man gerne mal Napoleon als Kosmopoliten betrachtet oder die USA als Führungsnation der einen Welt. Doch das gehört eher zu den unerfreulichen Nebenschauplätzen des Themas Kosmopolitismus. Dass die Menschheit als eine Gemeinschaft der Interdependenz gesehen wird, diese Ansicht teilt Antweiler mit einigen Kolleginnen und Kollegen, so z.B. mit Seyla Benhabib, die außerdem Kosmopolitismus und Demokratie in einen entschiedenen Zusammenhang setzt.

Eine Bemerkung am Rande: Man sieht allein schon an den Namen der Kolleginnen und Kollegen, die Antweiler zitiert, dass er auch für sich einen kosmopolitischen Stil

pflegt und Forschung für ihn nicht eurozentriert daher kommt.

Die meisten kosmopolitischen Positionen, so Antweiler, gehen heute davon aus, dass der Mensch Verantwortung trägt für diesen Planeten, und dass es eine allgemeine globale Involviertheit in die Angelegenheiten der Welt gibt. In diesem Zusammenhang stellt sich zwangsläufig auch die Frage nach ethischen Maximen – und die Frage nach der Position des Individuums, einhergehend mit seiner Emanzipierung. Nur der emanzipierte Mensch stellt sich den Herausforderungen unserer Zeit und überlässt das Handeln nicht mehr allein den anderen. Die Emanzipation der Zivilgesellschaft ist die Grundlage, auf der sich weltbürgerliches Geschehen entwickelt.

Kosmopolitismus muss realistisch sein

Antweiler fordert einen realistischen Kosmopolitismus in einer Zeit, die schon von Globalisierung bestimmt ist. Kosmopolitismus und Globalisierung sind offensichtlich zwei Begriffe, die entgegen ihrer vordergründigen sprachlichen Aussage inhaltlich nicht miteinander verwandt sind.

Was kann der Mensch in einer unübersichtlich gewordenen Welt als seine seelische Behausung definieren? Wo ist seine Heimat? Eine Antwort könnten, so Antweiler, konkrete Orte sein, Orte, die Sicherheit und Wärme geben - die alte Kleingruppe letztlich und nicht die Identifikation mit Milliarden Menschen. Und die prompte Antwort des Weltgewandten, des Genießers, des Globetrotters, des Jetsetters, die Antwort dessen, der sich, wie er gerne von sich sagt, „auf der ganzen Welt zu Hause“ fühlt, des elitären Konsumenten, ist schnell beiseitegeschoben und macht dem Nachdenken über Antworten der Ethnologie, der Soziologie und auch der Naturwissenschaften Platz.

Antweiler klopft Begriffe ab wie „Weltgesellschaft ohne Gemeinschaft“, er betrachtet kritisch Kontaktnetzwerke, die heterogene Gemeinschaften vorgaukeln, er untersucht Systemtheorien und Weltgesellschaftsideologien, die erst in Ansätzen vorhanden sind und auf ihre Weiterentwicklung warten. Er spricht von kulturellen Flüssen, von Inter-, Trans- und Hyperkulturalität und davon, ob, wie und wo der Staat noch Platz hat in einer sich vielleicht entwickelnden Weltgesellschaft. Man ahnt, wie weitgefächert das Szenario „Welt“ sich in Antweilers Untersuchungen widerspiegelt.

Beim Lesen all dieser Theorien vergisst man leicht, dass die Menschen heute noch in ganz anderen Welten leben. Ich denke, das Individuum, der einzelne Mensch, unterliegt immer noch den Zwängen und Bedingungen, die eine mächtige ökonomisch-politische Klasse entwirft.

Die sehr große Klasse derjenigen Individuen, die die Moderne lediglich erleben und weniger gestalten, wo die Menschen an einen knallharten Wettbewerb gefesselt sind und sich Sorgen um ihre Arbeitsplätze machen, die Klasse derjenigen Individuen, die manipulativen Medien ausgesetzt sind und die sich schwer tun, die Welt, in der sie leben, so zu erkennen, wie sie ist, genau dieser Klasse fällt es schwer, in dem Anderen den willkommenen Mitbürger oder die geachtete Repräsentantin einer an-

deren Kultur zu sehen.

Die politisch-wirtschaftliche Führungsklasse sieht die Menschen meist als billige Hilfswerkzeuge im Dienste der eigenen Kapitalakkumulation. Altes Sklaventum in seiner neuen Form wie Leiharbeit, Billigproduktion in armen Ländern, Zwangsprostitution - was anders sind diese als neue Formen alten Sklaventums.

Sozioökonomische Unterschiede trennen die Menschen öfter und stärker noch, so bemerkt Antweiler, als kulturelle Unterschiede dies tun.

Doch ich bin davon überzeugt - und es gibt sehr deutliche Anzeichen dafür - dass in dieser sich erst auf dem Weg zur Emanzipation befindlichen abhängigen Klasse Potentiale der Zivilgesellschaft schlummern und diese Klasse schon gelegentlich halb erwachend ins Helle blinzelt.

Die Free Gaza-Flotte im Mai 2010, der Widerstand gegen Stuttgart 21, die Anti-Atom- Friedens- und Ökogruppen prägen zunehmend die sozio-politische Landschaft, als nicht national gebundene Zivilgesellschaften in kosmopolitischer Verantwortung.

Demokratie neu denken

Wenn sich diese große Klasse eines Tages von der satt-gleichgültigen politischen Klasse trennt, wird man Demokratie neu denken müssen. Dann entwickelt sich vielleicht ein Weltbürgertum von unten, das Schritt für Schritt Verantwortung dort übernehmen kann, wo die etablierte Politik versagt und korrigiert werden muss.

Dennoch gibt es heute noch kein weltweites „Wir-Bewusstsein“, so Antweiler, und noch kein Gefühl dafür, dass der Konkurrent und die Mitbürgerin Menschen sind wie du und ich, Geschöpfe der gleichen Spezies. Ein solches Gefühl entsteht erst langsam und zaghaft. Zu lange war die Welt auch bestimmt von der Logik von Kriegen und Machtkämpfen, und sie ist es noch. Die durch Kolonialismus und Imperialismus geschädigten Länder und Ethnien haben noch vieles psychisch, seelisch und politisch aufzuarbeiten. Neue Kolonialismen und Imperialismen lügen schon wieder um die Ecke, neue Machtkämpfe und neue Kriege um Ressourcen drohen die Menschlichkeit und das Sich-einander-Annähern zu ersticken.

Vor allem in entwicklungsbelasteten Ländern lässt das Leben den Menschen wenig Zeit, sich mit moralisch geprägten Regelwerken des Miteinanders von Kulturen und Staaten zu beschäftigen. Ein Regelwerk dieser Art ist die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948. Aber wie steht es um ihre Anerkennung? Sie ist noch lange nicht selbstverständlich zwischen allen Staaten und Kulturen.

Wo steht der Einzelne, was ist der Mensch?

Wie aber sieht es bei den einzelnen Menschen aus? Gibt es z.B. das allgemeine, universale, für alle erkennbare und von allen anerkannte Gewissen? Oder gibt es nur ein europäisches, afrikanisches, asiatisches Gewissen? Oder vielleicht doch ein universales Gewissen, Dinge, die alle böse oder alle gut finden? Die Meinungen dazu sind noch geteilt, der Mensch ist noch nicht entschlüsselt. Antweiler führt James Wilson und Amitai Etzioni an, die an einen universalen „Sinn für Moral“ glauben. In kleinen Kindern wollen sie ihn erkennen, die es auch ohne fest installierte Regeln z.B. schlecht finden, ein Versprechen zu brechen, ein wehrloses Tier zu treten oder

den Besitz anderer zu zerstören. Der Wunsch nach Kontakt zu Tieren scheint universal zu sein, denn „ bei allen Völkern der Erde“ leben Menschen mit Tieren zusammen - und nicht nur, weil sie Tiere als Nutztiere gebrauchen. Ulrich Gebhard⁴ spricht auch von einer intuitiven Nähe gerade von Kindern zu Tieren und Konrad Lorenz, hier nach Gebhard zitiert, war überzeugt, dass dies einer „Sehnsucht nach der Bindung zur Natur“ entspräche (ebd.) So scheint ein gewisses Sensorium für die Natur in „dem Menschen“ angelegt zu sein.

Ich meine, die Neugier auf andere Manifestationen des Menschseins kann als Voraussetzung für die Entwicklung anerkannter Strukturen des Zusammenlebens gelten. Wenn man sich einmal auf diesen Weg der Neugier und des Wissen-Wollens begeben hat, dann erweist sich Christoph Antweiler als guter Scout.

Erfahren können wir auf den ersten Blick nur die Vielfalt, die es gibt: hellhäutige, schwarze, braune Menschen in Ländern und Umgebungen, von denen wir oft wenig wissen, die uns fremd entgegenkommen: Sari, Kopftuch, Turban, fremdartige Musik, unverständliche Sprachen – „die“ Menschen in ganz verschiedenen Welten. Was also ist „der“ Mensch? Offensichtlich nur ein abstrakter Begriff für eine Vielfalt, die sich dadurch als eine Spezies erweist, dass sie gemeinsam den aufrechten Gang hat, dass sie Sprachen entwickelt, dass sie nicht wie die Tiere in ihrem ihnen von der Natur zugewiesenen Lebensraum bleibt, sich nicht der Natur anpasst und die fähig ist Kultur zu entwickeln.

Die Spezies Mensch besitzt etwas, das die übrige Natur in diesem Maße nicht besitzt, nämlich das, was wir Geist nennen, die Fähigkeit nachzudenken, zu interpretieren, zu erfinden und zu gestalten. Da die Spezies Mensch sich nicht spezialisiert hat, so wie es in der Tier- und Pflanzenwelt geschah, und somit irgendwo in irgendeinem Biotop zur Ruhe gekommen wäre⁵, muss sie beweglich bleiben, sich vorübergehende Heimaten schaffen. Dazu braucht sie die Mitwirkung der jeweiligen Co-Spezies.

Überhaupt scheint der Mensch so wie jedes andere Leben das, was ihn lebensfähig macht, als quasi genetische Anlage mitzubringen. Zu diesen lebensnotwendigen Elementen gehören, so meine ich, die Notwendigkeit, Bindungen einzugehen, damit in Verbindung stehend die Fähigkeit zu Kommunikation und schließlich das Bedürfnis, sich mit der Natur zu beschäftigen.

Der Mensch ist wie gesagt so angelegt, dass er mit einer Gruppe anderer Menschen zusammenlebt, und das wiederum bedeutet, dass er fähig sein muss zu kooperieren. Die Hirnforschung der neueren Zeit belegt das.⁶ Die *conditio humana* ist nicht mehr Gegenstand von Spekulation oder religiösem Glauben, sie ist aus der Natur geradezu abzulesen. Der Mensch erweist sich als Spezies, in der alle nur erdenklichen Eigenschaften angelegt sind. Hier setzt dann das „Menschhafte“ ein, die Auseinandersetzung von Geist und Gewissen mit der Welt. Mit dem Eintritt in die Welt mit ihren Herausforderungen und Angeboten findet ein stetes Aufeinandertreffen

⁴ Gebhard, Ulrich (2009): Kind und Natur, S.130.

⁵ Hüther, Gerald (2010): Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. 9. Aufl.

⁶ Bauer, Joachim (2008): Das kooperative Gen. Abschied vom Darwinismus.

festgeschriebener Gene auf änderungsfähige Reize von außen statt. Vielleicht lebt der Mensch, so scheint mir, als Individuum in dem Paradoxon: Vorbestimmt ist der freie Wille.

Zu der doch höchst wissenschaftlichen Frage nach der Unterscheidung von angeborenen Variationen und angeborenen Universalien wieder die Antweilersche Lässigkeit: „Metaphorisch gesagt ist die Frage nach Anlage oder Umwelt etwa so sinnlos wie die Frage, ob die Schmal- oder die Breitseite mehr zur Fläche eines Rechtecks beitragen.“ Recht hat er.

Komponenten des menschlichen Daseins

Aus den Komponenten Geist, aus dem Willen Kultur zu gestalten und der damit verbundenen Ruhelosigkeit, der Beziehung zur Natur, die das Kleinkind schon in sich spürt, und der Kooperationsfähigkeit gepaart mit Kooperationsmöglichkeit setzt sich das menschliche Dasein zusammen, wie es sich mir darstellt.

Der Mensch ist ein kulturelles Wesen, und das bedeutet gleichzeitig, dass er die Mitmenschen „essentiell“ (Antweiler) braucht. Um die Welt und das Leben gestalten zu können, muss der Mensch auch fähig zu Betroffenheit sein. Diese zählt ebenfalls zur Ausrüstung die er für sein Leben mitbringt, wenn man wieder auf die Psychologie des Kleinkindes zurückkommt. Der Neurobiologe Gerald Hüther sieht im weiteren Leben des Menschen die Fähigkeit zu diesem Gefühl dann gegeben, wenn es gelingt, enge Bindungen zu anderen Menschen, zu Heimat, zur Natur u.ä. zu entwickeln.

Ich möchte hier ein Zitat von Hüther anfügen, das etwas länger ist, aber das ebenfalls eng zu unserem Thema gehört, nämlich wie es zu den dunklen Seiten eines Miteinanders von Kulturen kommen kann:

„...Betroffenheit und Selbstzweifel (sind) äußerst unangenehme Gefühle... Nur allzu bereitwillig greift (der Mensch) jede sich bietende Möglichkeit, um eine derartige Unsicherheit abzuwehren. Besonders gut gelingt ihm das, wenn er in einer anonymen Masse vieler anderer Menschen untertauchen und deren Wünsche, Hoffnungen und Ängste teilen kann... Betroffenheit lässt sich immer dann besonders gut unterdrücken, wenn es einem Menschen gelingt, sich selbst wichtiger, richtiger und am Ende gar überlegener zu betrachten als andere Menschen... Das fällt umso leichter, je mehr Gleichgesinnte er dabei findet. Wenn das sehr viele werden, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die anderen, „minderwertigen“ Menschen zum gemeinsamen Volksfeind erklärt, verjagt und umgebracht werden“ (S. 130/131).

Leben ist nicht von Menschen generiert, es entsteht. Wir können „es“ noch nicht lesen, aber wir können „Leben“ lesen und interpretieren, wenn wir, so wie Antweiler es fordert, die Wissenschaften von Natur und Psyche zusammenführen. Wenn sich die Wissenschaften einander nahe kommen und sich gegenseitig inspirieren, kommt man dem Rätsel Mensch vielleicht noch ein Stück weit näher.

Betrachtet man, so glaube ich, den Menschen in seiner kleinsten und unentwickeltesten Form, in der sich er oder sie als Baby manifestiert, so scheint er oder sie hauptsächlich zwei Grundbedürfnisse zu haben: Das Bedürfnis nach Nahrung und das Bedürfnis nach Kontakt. Wir wissen, dass ein Mensch verkümmert und nicht lebensfähig

hig ist, wenn diese Grundbedürfnisse nicht erfüllt werden. Diese Bedürfnisse bilden sozusagen das Arbeitskapital, mit dem der Mensch ins Leben eintritt. Alles andere ist vom Menschen Geschaffenes: Kultur, Religion, Umwelt.

Die Welt als Kultur

Antweiler beschreibt die Umwelt des Menschen als anthropogene Umwelt. Die Geschichte zeigt, dass der Mensch nichts unverändert, nichts unbeeinflusst lässt, dass er der Welt seinen Stempel aufdrückt und selbst von ihr geformt wird. Alle Kombinationen sind möglich.

Mit Antweiler entdecken wir Versuche, wie Menschen dem auf die Spur kommen wollen, was universal im Menschen ist. Wir hören aber bei ihm auch Stimmen wie die von Clifford Geertz, der die Ethnologen als „Händler der Vielfalt“ verstehen will und nicht als Universalienforscher (S.109). Dies ist nicht von der Hand zu weisen, denn ein Ethnologe „beforscht“ in der Regel nur eine begrenzte Anzahl von Ethnien. Damit war die Ethnologie bis zum 20.Jh., so Antweiler, eher auf der Suche nach der „Natur des Menschen“.

Hier eröffnet sich wohl auch eine universitäre Universalie, nämlich die, dass auch in der Wissenschaft Universalien „fließen“ und in der Entwicklung von Neuem neue Universalien entstehen. Konstant bleibt auf jeden Fall die Universalie wissenschaftlicher Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Richtungen. Antweiler: „... (es wurden) Ähnlichkeiten zwischen den Kulturen gegenüber fundamentalen Unterschieden als Oberflächenphänomen abgetan, statt die fundamentalen Gemeinsamkeiten unter der Oberfläche der Unterschiede bzw. der Vielfalt zu suchen“ (S. 109). Man kann in seinem Buch als lesender Laie auch ein wenig an der Tür lauschen, wenn sich Ethnologie, Kulturethnologie, Evolutionskritiker und Biologische Anthropologie ihre kleinen, aber feinen und minutiös gesetzten Wortgefechte liefern. Antweiler spricht mit gewohntem Humor an anderer Stelle von den „Tretminen im Feld interkultureller Begegnungen“ (S.79).

Zusammenleben in einer vernetzten Welt

Doch hören wir Antweiler, wie er das „postkoloniale“ Zeitalter beschreibt, damit wir uns die Zeit, in der wir leben, kurz vergegenwärtigen.

Sie sei durch „weltumspannende Kontakte und globale Vernetzungen, gleichzeitig aber von einer Betonung kultureller Differenz und Grenzen gekennzeichnet... (und es läge die) wichtigste praktische Bedeutung des Themas Universalien in ihrer Rolle beim Umgang zwischen Menschen, die aus verschiedenen Kulturen stammen. Wenn es nämlich Reaktionsmuster, Verhaltensneigungen oder emotionale Grundbefindlichkeiten gibt, die bei Menschen alle gleich sind, besteht zumindest eine Chance der Verständigung“ (S. 112).

Vielleicht könnte man hinzufügen, auch diejenigen emotionalen Grundbefindlichkeiten, die zwar nicht unbedingt gleich, aber dem Anderen nachvollziehbar sind.

Auf jeden Fall ist für die Ethnologie der zentrale Ansatz zur Universalienforschung der systematische, weltweite Kulturvergleich (114), der durch die diachronen Untersuchungen der historischen Forschungen ergänzt werden kann. Immer wieder fällt auf, wie offen Antweiler auf andere Disziplinen zugeht und sie einbezieht.

Dabei bewegt er sich oft auf noch ungepflegten Feldwegen, aber immerhin auf komfortablerem Terrain als auf dem berühmten unbeackerten Feld. Diverse Schautafeln in seinem Buch - z.B. über synchronen und diachronen Kulturvergleich und den Bezug zu unterschiedlich breiten Universalienbegriffen (S.115) - ergänzen die angesprochenen Themen.

Natürlich ist, wie wir gesehen haben, verbale Kommunikation die Grundlage jeden Zusammenlebens. Auch Kultur ist für Menschen lebenswichtig - Antweiler sagt sogar „existentiell notwendig“. Ethnologie trifft Sozialwissenschaft. Aber dass man mit so vielem Fremden kommunizieren und dabei die Menschheit langsam als eine wie auch immer geartete Einheit sehen muss, ist eine Erfahrung der Moderne. Man spricht von einer „Universalisierung der Fremdheit“.

Vor diesem Hintergrund sind auch Minderheiten zu sehen, deren Kultur eben nicht mit der ihrer Heimat gleichzusetzen ist. Es gibt nicht „die“ Kultur der Türken in Deutschland, noch ist die Vielfalt der türkischen Minderheitenkulturen im Ausland mit der Kultur der Türken in der Türkei gleichzusetzen. Man lernt so einige Sichtweisen bei Antweiler, und man wird nach der Lektüre von Antweilers Buch nie mehr locker über Kulturen hinweg reden.

Ethnizität, dicke und dünne Identität (wir reden nicht von Gewichtsproblemen!) kollektive Differenz, horizontale und vertikale Zeitvorstellungen, es gibt noch vieles, was Antweiler vorstellt. Die Leserin erfährt z.B., warum Indonesier im Büro öfter ein Nickerchen machen oder locker mal zu spät kommen. Man wundert sich sowieso, dass das Buch nicht ob des reichen Inhalts einfach aus den Deckeln platzt. Einer der Schlüsse, die Antweiler folgerichtig aus der Universalienuche zieht, ist der, dass „Kultur- und Lebenswissenschaften“ verknüpft werden müssen, wenn „der ganze Mensch Thema sein soll“ (S. 222).

Den ganzen Menschen im Blick - der inklusive Humanismus

Und für Antweiler ist der ganze Mensch das Thema. Dabei hat er Anzug und Krawatte als Uniform des Westens schön säuberlich zusammengefaltet über den Stuhl gelegt. Er vertritt einen inklusiven Humanismus, der die nicht-westliche Welt achtet und ihr Respekt zollt. „Ein inklusiver Humanismus darf nicht auf abendländische bzw. atlantische Erfahrungen und Absichten beschränkt sein“ (S. 223). Dieses Ziel scheint mir wegweisend zu sein in einer Welt, die immer noch durch hegemoniales Denken gekennzeichnet ist. Hegemonie geht immer einher mit Missachtung und Exklusion. Antweilers Vision dagegen ist die eines inklusiven, d.h. niemanden ausschließenden oder ausgrenzenden Humanismus.

Antweiler ist nicht nur Visionär, er ist auch Realist. Er weiß, dass sein Projekt eines inklusiven Humanismus „einen längerfristigen Lernprozess erfordert“ (ebd.). Dazu müssen die folgenden Basisthemen untersucht werden:

1. Die kulturelle Diversität der Werte muss mit „Gemeinsamkeiten der Kulturen zusammengedacht“ werden, um zu sehen, ob und wieweit ein „bisher implizit gebliebener Konsens über menschliche Grundwerte existiert“ (ebd.).

2. Die Diversität der Lebensweisen (muss) mit Erkenntnissen über die biokulturelle Natur des Menschen zusammengebracht werden (ebd.).

Werte können eben nicht nur über Partikularien und Kulturuniversalien definiert werden, dazu gehört auch das Wissen über die Biologie des Menschen. Und noch einmal O-Ton Antweiler: „Ansonsten bleiben die leitenden Menschenbilder auf dem Niveau von bloßen Annahmen oder ungeprüften religiösen, pseudoreligiösen oder alltagssäkularen Setzungen über die „menschliche Natur“ (ebd.). Womit alle abgewatscht wären, die es nötig haben könnten. Antweiler vertritt sein Anliegen nicht nur mit Hingabe und Humor, sondern auch mit Leidenschaftlichkeit.

Der Mensch wird nicht schon dadurch zum Bruder oder zur Schwester, weil er Mensch ist. Es gibt viele Formen des Zusammenlebens, und so braucht auch ein im Allgemeinen positiv konnotierter Begriff wie „Humanismus“ seine absprachliche Verankerung dort, wo Menschen zusammenleben. Wir wissen, dass ein inklusiver Humanismus Vielfalt und partikuläre Befindlichkeiten nicht außer Acht lassen darf. Wo ist also das moralische und ethische Fundament, das alle trägt? Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte könnte ein solches sein, doch deren weltweite Akzeptanz ist umstritten. Allerdings ist Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte ein Thema in wohl jeder Gesellschaft, und die darin enthaltenen Freiheitswerte sind in nichtokzidentalen Gesellschaften ebenfalls wichtig. Das ist nach Antweiler empirisch belegt. Man weiß auch, dass „Spielräume der Selbstentfaltung“, also Autonomie, Freiheit und Emanzipation allgemeine Bedürfnisse der Menschen sind. Dabei muss jede und jeder lernen, für sich und in sich Egoismus und Mutualismus lebbar auszubalancieren. Auch diese Erkenntnisse sind nach Angaben Antweilers empirisch gesichert. Man weiß, „Menschen fühlen sich um so glücklicher, je größer die Freiheitspräferenz ihrer ganzen Gesellschaft ausgeprägt ist“ (S. 225). Das gilt auch - wissenschaftlich belegt - für nichtokzidentale Gesellschaften. Antweiler schreibt noch vieles und Interessantes über die Menschenrechte. Es ist jedoch zu schade, dies einfach nur zusammenzufassen. Man sollte das selbst lesen - wie überhaupt das ganze Buch.

Bewusst gestaltete Weltgesellschaft als Hoffnung

Das Buch nährt Hoffnung. Hoffnung darauf, dass die Angst vor dem Fremden zu freudiger Neugier wird, dass, wie Antweiler an anderer Stelle schreibt, „kosmopolitische und universalistische Haltungen ermöglichen, kulturell Trennendes und Verbindendes zusammen zu denken“ (S. 12), dass emanzipierte und informierte Menschen sich nicht mehr durch politische Instrumentalisierung ihrer Kulturen zu Feinden erklären lassen, dass man zu einer Universalisierung von Vertrautheit mit dem Fremden in unserer Welt kommt, dass alle Menschen die gleiche rechtliche Basis haben, nämlich Menschenrechte, die unveräußerlich sind, weil die „Zugehörigkeit zur Menschheit nicht erworben wird und nicht verloren werden kann“ (S.226). Und was ganz wichtig ist: es handelt sich bei den Menschenrechten nicht um Völkerrecht, sondern zuallererst um Rechte für das Individuum. Das ist ganz genau der weite Bogen, den Antweiler spannt: von „dem“ Menschen zu „den“ Menschen. Sein Buch heißt ganz deutlich: Mensch und Weltkultur. Wo das Individuum als kulturelles

Wesen seinen Platz nicht hat, kann keine Weltkultur entstehen, die diesen Namen verdient. Und eine Weltkultur ist die Voraussetzung für eine irgendwann entstehende und bewusst gestaltete Weltgesellschaft, die Heimat ist für die Menschheit. In solch einer Welt würde ich gerne leben.

„Menschen verschiedener Kultur leben nicht in verschiedenen Welten; sie leben verschieden in einer Welt“ (S. 12).

Diese Formel bietet Raum für Antweilers neuen Humanismus. Dabei lenkt die Universalienforschung den Blick auf die Natur des Menschen und damit gleichzeitig auf die Diversität menschlicher Daseinsgestaltung. Dem Kosmopolitismus kommt dabei eine besondere Stellung zu.

Ich möchte hier Antweiler noch einmal selbst zu Wort kommen lassen, erstens, weil ich mich mit seiner Sprache und Wortgründlichkeit in keiner Weise messen kann, und zweitens, weil für uns Weltbürgerinnen und Weltbürger natürlich in allerhöchstem Maße interessant ist, was Prof. Antweiler zum Kosmopolitismus zu sagen hat.

„Der Kosmopolitismus verbindet beschreibende mit normativen Anliegen. Kosmopolitismus verbindet außerdem die Suche nach Einheit mit der Anerkennung von Vielfalt. Dieser Doppelaspekt des Kosmopolitismus ist mir wichtig. Auf der einen Seite bedeutet eine kosmopolitische Haltung ein Engagement mit und für die Menschheit als Ganze. Es ist ein Engagement für Gemeinschaft, Gesellschaft und Bürgerschaft auf der globalen Ebene. Diese Bindung an die Menschheit, die der frühere Kosmopolitismus betonte, ist aber nicht die einzige Zugehörigkeit von Menschen. Anthropos und Ethnos gehören zusammen. Also darf der Polis-Aspekt im Kosmopolitismus nicht vergessen werden, die Vielfalt kultureller Formen und Bedeutungen und ihre ausdrückliche Wertschätzung. Ethnologen haben sich oft zu beiden Facetten hingezogen gefühlt. Die Affinität zu diesem „doppelten Kosmopolitismus“ kennzeichnet das Fach.

Jeder Humanismus muss die Realitäten menschlichen Lebens, des zwischenmenschlichen Umgangs und der kulturellen Vielfalt auf einem begrenzten Planeten bedenken. Nur eine umfassende anthropologische Perspektive bildet die Grundlage für einen erneuerten Humanismus. Anthropologie hilft uns, beides im Blick zu behalten: den ganzen Menschen und die Menschheit als Ganze“ (253).

Die Autorin ist 1. Vorsitzende von AWC Deutschland e.V. und NGO-Vertreterin des Dachverbandes Association of World Citizens (AWC), San Francisco, bei der UNO in Wien.